

E. Th. A. Hoffmanns Bamberger Tagebuch 1808—1813 **. Durchbruch des Schöpferischen *.

Von

HEDWIG EYRICH.

(Eingegangen am 26. Mai 1948.)

Im Rahmen dieser kurzen und notwendig unvollständigen Skizze sollen die Erlebnisse und die Erlebnisweise des Dichters betrachtet werden und es soll versucht werden, an Hand dieser Betrachtung in seine Wesensart näher einzudringen, auch soll untersucht werden, welche Rolle die Erlebnisse jener Jahre, vor allem das wichtige Liebeserlebnis mit Julia Mark in der Entwicklung seiner Lebenslinie und der schöpferischen Tätigkeit spielt.

Wir haben früher a.a.O.¹ über die Jugend und Entwicklungszeit Hoffmanns einiges veröffentlicht und versucht, die Persönlichkeit zu zergliedern. Es galt in jener Arbeit die Bausteine, aus denen sich diese differenzierte Persönlichkeit zusammensetzt, an Hand des erbbiologischen und selbstbiographischen Materials herauszulösen aus dem Gesamteindruck, der zunächst in seiner Widerspruchsüberfülle überwältigt und schwer auflösbar erscheint.

Vereinfachend kann man zunächst sagen, daß eine äußerst fein organisierte, sensible Natur mit schon in frühester Jugend eindeutig entwickelter künstlerischer Begabung auf Grund der erbbiologischen Gegebenheiten unter starker antinomischer Spannung steht, die ihn für unsere heutige Sicht zunächst als neurotischen Charakter erscheinen läßt. Diese Diagnose ist aber viel zu einfach, denn wie könnten wir dieses „Menschenwunder“, wie Hoffmann von NADLER genannt wird, mit einem solchen Schema erfassen.

Bei Hoffmann haben wir es zunächst mit 2 Spannungsexponenten zu tun, die beide schon mit 14, 15 Jahren bei ihm deutlich sind: Die eine soll mit NADLERS Worten geschildert werden: „Dieses Menschenwunder, das ganz aus Geist bestand, beschränkte seine Körperlichkeit auf Auge, Mund und Hand, ja fast nur auf diese dämonische Hand, die schrieb, die spielte, die zeichnete. Die besaß eine märchenhafte Fertigkeit, Kleindinge des Bastelns und Bauens hervorzuzaubern, die zahlreichen Wundermaschinen, die in Hoffmanns späteren Dichtungen

* ERNST KRETSCHMER zur Vollendung seines 60. Lebensjahres gewidmet.

** E. Th. A. Hoffmanns Tagebücher und liter. Entwürfe, herausgeg. von HANS V. MÜLLER, Bd. I. Berlin 1915.

¹ Z. Neur. 127 (1930).

schnurren und singen, sind Phantasiestücke dieser unfafßbar vergeistigten Hand¹."

Diese Schilderung erfaßt die künstlerisch-ästhetische Seite im Wesen Hoffmanns, sein „ausgezeichnet als Dichter, als Tonkünstler, als Maler“, wie es auf seinem Grabsteine zu lesen ist. Darüber aber steht als erstes: „ausgezeichnet im Amte“, und das war die andere Seite: Hoffmann war nicht nur Künstler, er war Jurist und ein äußerst scharfsinniger und kluger Jurist! Es stand also dem gestaltenden, schöpferischen, dichtenden Geiste ein ungemein scharfer logischer Verstand gegenüber. Derselbe Mensch, der als Dezernent in den Demagogenprozessen der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich als glänzender Jurist bewährte, hatte jene merkwürdigen, märchenhaften, ans Mystische anklingenden Geschichten vom Goldenen Topf, der Prinzessin Brambilla, von Klein-Zaches erträumt und geschrieben. Kein Wunder, daß er in solcher schillernden Zwiespältigkeit schon die Phantasie der Zeitgenossen erregte, kein Wunder erst recht, daß wir uns im Zeitalter der zerlegenden Psychologie und Psychiatrie angezogen fühlen, uns näher mit ihm zu befassen.

Hoffmann war in körperlicher Beziehung, nach eigener und nach der Schilderung seiner Zeitgenossen ungemein klein, zart und zierlich gewachsen. Er muß ein ungewöhnlich lebendiges, quecksilberiges Wesen gehabt haben, das zeitweilig in lebendigem Gespräch ins Groteske ging, von ihm selbst noch bewußt hervorgehoben und übertrieben durch abrupte Bewegungen und Grimassieren. Doch war trotz der Kleinheit und Zartheit der Gestalt nichts Unproportioniertes an ihm. Außerdem trat er gepflegt, zeitweilig elegant auf. Sein Gesicht (er selbst spricht von einem „Pastellgesicht“) blieb jedem in Erinnerung. Sein Mienenspiel war äußerst lebendig, die Augen blickten scharf, spöttisch, ironisch und waren von grauer Farbe, das tiefdunkle Haar wuchs mützenartig in die Stirne, und war mit einem sorgfältig gepflegten Backenbart tief an den Wangen herabgezogen, das Gesicht dadurch zu einer länglich schmalen Eiform geprägt. Der gewöhnlich fest und schmal geschlossene Mund ist von sensativer Form. Das ganz Strenge und Seltsame des Gesichtes verlor sich aber doch häufig, wenn Hoffmann sprach, was er schnell und sich überstürzend tat, sprudelnd von witzigen Einfällen, wenn er sich in Gesellschaft befand, in der er sich wohlfühlte.

HELMINE VON CHÉZY² schildert Hoffmann aus den letzten Berliner Jahren folgendermaßen: „Mit zwei wunderkleinen, zarten Händchen und einer Gestalt von regelmäßigstem Knochenbau, mit seinen 2 Funkelaugen, deren Augäpfel so unbeweglich waren, daß gewiß niemand erfahren hat, ob diese Augen groß oder klein, mit seinen feinen Lippen, die man niemals lächeln sah, glich Hoffmann

¹ NADLER: Literaturgeschichte, Bd. III. Regensburg 1923.

² CHÉZY, HELMINE v.: Unvergessenes. 2 Bde. Leipzig 1858.

einem gespenstischen Wesen, an welches die Natur nur das unentbehrlichste Quantum von Fleisch und Bein gewendet hat, um es unter die Körper reihen zu können. Glut und Beweglichkeit war alles, was man von ihm wahrnahm; von innen und von außen war er ein Wesen für sich, wie man noch nie eines gesehen.“

Wir haben also in einem karikaturhaft wirkenden asthenischen Kümmerwuchs eine Psyche, die auf Grund der ererbten Anlagen in extremer Spannung steht zwischen dem Korrekt-pedantischen („ausgezeichnet im Amt“) und dem Genial-künstlerischen („ausgezeichnet als Dichter, als Tonkünstler, als Maler“).

Obwohl die Schilderung der Frau von CHÉZY in die Zeit von 1820 fällt, so können wir uns doch ohne weiteres den Hoffmann der Bamberger Jahre danach vorstellen. Zum besseren Verständnis seien hier nun kurz, ehe die Bamberger Ereignisse dargelegt werden, einige biographische Daten angegeben.

Hoffmann, geboren am 26. 1. 1776 in Königsberg, aus einem ausgesprochenen Inzuchtkreise stammend, verlobt, nachdem die Ehe der Eltern 1780 geschieden worden, Kinder- und Jugendjahre in seiner Geburtsstadt. Merkwürdige Einflüsse von seiten seiner pathologischen Umgebung prägen seine Entwicklung. Auch seine Studentenjahre bringt er in Königsberg zu. Zu seiner weiteren juristischen Ausbildung als Auskultator und Referendar kommt er nach Glogau und Berlin, wo er, im Hause seines Onkels lebend, sich mit dessen Tochter Minna Doerffer verlobt. Als Assessor wird er nach Posen versetzt. Von dort aus löst er die Verlobung wieder, sich damit endgültig von den Familienbanden trennend. In Posen macht er sich mißliebig durch Karikaturen, die auch seine höchsten Vorgesetzten nicht schonen, und wird deshalb strafversetzt nach Plozk, einem „elenden Polennest“. Dorthin hat er seine ihm eben angetraute Frau, Michalina, geb. Rohrer, mitgenommen. Es handelte sich um eine rasche und merkwürdig überstürzte Heirat mit einer ihm in keinem Sinne ebenbürtigen Frau, die ihn aber zeitlebens treu versorgte ohne aber je im Laufe des Lebens erkannt zu haben, wem sie angetraut war.

In Plozk entwickelte er sein „ausgezeichnet im Amte“, so daß nach 2 Jahren die Behörde ihn nach Warschau versetzte, Hoffmann aus höchster innerer Not rettend, denn er drohte im Sumpfe dieses Polennestes zu versinken. Es gibt eine Zeichnung Hoffmanns aus jener Zeit, die darstellt, wie er selbst bis zum Hals im Morast steckt, aus dem schrecklich ungestaltete Ungeheuer und Mißgeburten nach ihm greifen und ihn vollends hinabdrücken wollen. In Warschau blieb er bis zum Zusammenbruch Preußens 1806. Die preußische Regierung mußte sich auflösen, Hoffmann zog heim- und mittellos allein nach Berlin, seine Frau zunächst bei ihren Verwandten in Polen lassend. In Berlin blieben alle Versuche, im Amt unterzukommen, erfolglos. Für den damaligen Ostflüchtling blieb nur der Ausweg, in einem andern Beruf unterzuschlüpfen. So griff er, mutig auf seine musikalische Ausbildung und Begabung vertrauend, erleichtert, ja „ordentlich religiös gestimmt“ zu, als ihm die Musikdirektorstelle am Bamberger Theater angeboten wurde. Er glaubte in dieser Wendung seiner Laufbahn vom Regierungsrat zum Kapellmeister „die Hand der Vorsehung“ zu sehen. „Mir war es ein Schmachvolles, ein Aktenmann zu sein und zu heißen“, mit diesem Wort charakterisiert er seine damalige Einstellung.

Seine Stellung als Kapellmeister wechselte in den Jahren seines Aufenthaltes in Bamberg, was mit dem damaligen Theaterwesen eng zusammenhing. Auch hier in Bamberg ist seine äußere Lebensgestaltung wenig wichtig: Er lebt auch

hier auf seine eigene Weise, so wie er in Königsberg, in Warschau und Berlin gelebt hatte: neben der beruflichen Arbeit seinen Neigungen nachgehend, malend, zeichnend, schreibend, musizierend. Da seine pekuniäre Lage sich bald als unzureichend erwies, gab er Musikunterricht, auf diese Weise bahnten sich gesellschaftliche Beziehungen an, die sich sonst nicht angesponnen hätten, denn der Standeskreis der Theaterleute jener Zeit war ja nicht im eigentlichen Sinne „gesellschaftsfähig“. Hoffmann verkehrte so bald in den Familien des um Bamberg ansässigen Landadels — der Eyring von Rothenhan, der von Redwitz — und im Städtchen selbst mit den führenden Honoratioren. Das Haus der Konsulin Mark, in das er durch seine Schülerin Julia kam, wurde für ihn im Laufe der Jahre zur zweiten Behausung. Er kam täglich dorthin, morgens um Julia im Gesang zu unterrichten, mittags oder abends als *maitre de plaisir*: unerschöpflicher Erfinder für alle Arten Unterhaltung, unermüdlicher Tänzer, unnachahmlicher und unersetzlicher Unterhalter am Tee- und Punschtisch.

Sicherlich war Bamberg eine kleine Stadt, es besaß aber ein für jene Zeit reizvolles, noch heute hübsches Theaterchen, das sich zwar mühsam als Institution dahinfristete, aber für die nicht uninteressierte städtische und im Winter in ihrem Stadthaus wohnende adlige Bevölkerung den Kern des gesellschaftlichen Lebens bildete. In der mit dem Theater baulich eng verbundenen Theaterwirtschaft, der Rose, traf sich zu jeder Zeit die geistige Elite und es ging besonders geistreich und witzig zu, wenn der Kapellmeister Hoffmann dabei war. Wußte man, daß Hoffmann komme, so wurden die Tische schon im voraus belegt. Damit aber wurde vorgegriffen. Es wird über das Verhältnis Hoffmanns zu Bamberg und seinen Bewohnern später noch einiges zu sagen sein.

Das Tagebuch aus der Bamberger Zeit, von HANS VON MÜLLER aufgefunden und herausgegeben und „Ein Bergwerk für den Seelenforscher“ genannt, beginnt am 1. Januar 1809, etwa ein Vierteljahr nach dem Eintreffen Hoffmanns in Bamberg. Anfangs wird Buch geführt über Ein- und Abgänge der Gelder, aber Hoffmann gibt dies bald auf, aus durchsichtigen Gründen. Über seine musikalische, vor allem theaterkompositorische Arbeit berichtet er genau, wenn auch nur in Stichworten. Es werden die Privatstunden, die er gibt, notiert, und regelmäßig wird verzeichnet, ob er in der Rose oder sonstwo gebechert, gepunscht hat, oft wird dies nur durch die Zeichnung eines Weinglases angedeutet. Die täglichen Einträge betragen meist 4—6—8 Zeilen, kaum mehr, auch nicht in den späteren höchsten Erregungszeiten. Im Jahre 1809 wird Julia — die damals 13jährige Schülerin — einmal erwähnt: sie tritt in einem Konzert auf und hat Beifall als Sängerin. Aus dem Jahr 1810 scheint kein Schreib- oder Tagebuch vorhanden zu sein.

Mit dem Jahre 1811 setzt schon am 3. Januar das Thema ein, das bis zum Abschluß des tragischen Erlebnisses in allen Variationen erklingen soll. Am 3. 1. heißt es an einem Donnerstag: „In der ‚Rose‘

gegessen — exaltierte Stimmung — K. v. H.“ Darunter ist neben einer Hand, die auf einen Becher deutet, ein Schmetterling gezeichnet. Dieses „K. v. H.“ erscheint noch mehrere Male in der nächsten Zeit, wechselt mit „Julchen“ und „Käthchen“ ab und dies führte zur Deutung der Abkürzung, ihre Bedeutung ist „Käthchen von Heilbronn“. Von da an hat sich die Abkürzung „Ktch“ für Julia durchgesetzt. Der Schmetterling als Symbol für die Psyche neben diesem Namen taucht später noch einmal auf.

Das Thema „Ktch“! Um die Durchführung dieses Motives zu zeigen, wollen wir eine Reihe von Zitaten anführen. Unvermittelt heftig klingt es schon im Februar 1811: „Das Ktch wird obligat, o miserere mei domine!“ — „Ktch — de profundis clamamus!“ (3. 2.). — „Ktch — plus belle que jamais et moi amoureux comme quatre — vingt diables“ (5. 2.). — Am Julianentag wird in griechischen Buchstaben notiert: „Diese romantische Stimmung greift immer mehr um sich und ich fürchte, es wird Unheil daraus entstehen.“ Hier klingt ein Gegenmotiv an, das schon einmal, am 6. 1. 1811 ertönte: „Warum denke ich schlafend oder wachend so oft an den Wahnsinn?“ — „Ktch — in ihr leben und sind wir“ — (in griechischen Buchstaben noch einmal angeführt) „in ihr leben“. — „Ktch-Ktch-Ktch — exaltiert bis zum Wahnsinn!“ (25. 2. 11). — „Entweder schieße ich mich tot wie ein Hund oder ich werde toll“ (28. 2.). — „Ktch crescendo“ (8. 3.). — Am 17. 3. übersendet er ihr zum Geburtstag ein selbstverfertigtes Sonett mit einem Rosenstock (Hoffmann hat sich sonst kaum in Gedichten versucht). Tagebucheintrag: „Geburtstagsfest — entusiasmo mit Ktch beinah den höchsten Grad erreicht. Abends Pipicampu (?) und geistiger Ehebruch“ (18. 3.). — Im Zeichen der Abspannung auf diese Exaltation haben die nächsten 4 Tage den folgenden Eintrag: „dies tristis et miserabilis“. — Am 25. 3.: „Einen exotischen infamen zum Tödten ärgerlichen Handel mit der Konsul Mark gehabt — Gering-schätzung — beleidigter Stolz — Infamie — sogleich mit Holbein“ (dem Theaterdirektor) „gesprochen, um den festen Entschluß, Bamberg zu verlassen, nicht aufzugeben.“ — „Abends sehr exaltierte, aber poetisch reine Stimmung“ (27. 3.). — „Bei der Mark in der entsetzlichsten, fatalsten Stimmung — das exotische verliehrt sich nicht“ (1. 4. 11). — „Ktch-Ktch-Ktch“ (2. 4.). — (Ohne Datum im April): „Die gewisse exotische Stimmung, wovon so oft die Rede ist, hat sich nicht verlohren, sondern wird als eine besondere Episode unangenehmer Art bemerkenswehrt bleiben.“ — (Ebenfalls ohne Datum, nachdem er am 13./14. 5. eine „besonders vergnügte Stimmung“ (wegen seines definitiven Bleibens in Bamberg) festgehalten: „Diese Stimmung wird nur durch exotische Fantastereien unterbrochen — Ktch — der Himmel lenke alles zum Guten“ (etwa 15.—18. 5.). „Ganz einziger Auftritt mit der Frau —

nachher gebechert“ (am Rande dieser Seite ein späterer Eintrag): „Eifersuchtsszene mit der Frau.“ Damit enden die Tagebucheinträge für das Jahr 1811. Die Frau nimmt das Tagebuch an sich und scheint es ihm erst wieder zum Beginn des Jahres 1812 zurückgegeben zu haben.

Überblicken wir kurz diese innerlich ereignisvollen 4½ Monate, über die Hoffmann hier Buch führt. Der 36jährige Jurist fühlt sich — verheiratet mit einer unbedeutenden, geistig und künstlerisch ihm ganz unebenbürtigen Frau — nach kurzem Aufenthalt in Bamberg in eine ihn mehr und mehr erschütternde Leidenschaft verstrickt zu einem 16jährigen jungen Mädchen, das seine Gesangsschülerin ist. Anfang 1811, als er die Tagebucheinträge beginnt, ist er sich seiner Leidenschaft schon ganz bewußt. Aus den spärlichen Notizen — aber wie eindrucksvoll ist das dreifache „Ktch-Ktch-Ktch“ mancher Tage! — brennt uns die ganze Glut, das ganze rastlose Verzehrtsein dieses Mannes entgegen, der sich so häufig als Zyniker gab, und doch ein so dämonisch-mystisch in Gemütsdinge verstrickter Unerlöster war. Die Leidenschaft erreicht nach diesen Tagebucheinträgen einen Höhepunkt an Julius Geburtstag. Hoffmann kann sich, von seiner Liebe besessen, so wenig mehr beherrschen, daß seine Umgebung nun reagiert. Es reagiert die Mutter Julius, es reagiert Frau Mischa. Von der Konsulin Mark muß er „Geringschätzung — Infamie“ erfahren, was ihn in beleidigtem Stolz zu einer Kurzschlußreaktion hinreißt, nämlich seine Entlassung aus dem Theater und Wegzug von Bamberg sofort mit dem Direktor zu besprechen. (Einige Wochen darauf versetzt ihn aber die Tatsache, daß er nach neuesten Besprechungen doch in Bamberg bleiben wird, in „höchstvergnügte Stimmung“, eine Gemütsverfassung, die bei ihm ganz selten ist.) Mit seiner Frau kommt es zu einem ganz einzigen Auftritt, sie macht ihm eine Eifersuchtsszene und beschlagnahmt das Tagebuch. Man muß annehmen, daß sie von dessen Existenz wußte, daß sie wohl auch früher die Eintragungen las, denn Hoffmann benützt für Einträge, die allzu deutlich sind, häufig französische, italienische, lateinische Ausdrücke, auch griechische Buchstaben, und ganz zu Anfang, bei dem Eintrag „Ktch — in ihr leben“ wandelt er das Wort „Ktch“ in „Kunst“ um, zur Mystifikation der guten Mischa. Auch die näheren Bekannten und Freunde wußten zu jener Zeit, wie es um ihn stand, und sorgten sich, wohin dieses Leidenschaftswesen Hoffmann führen wolle.

Es ist hier nicht der Ort und Raum, ausführlich eine Schilderung Julius zu geben. Die Zeugnisse über sie sind auch nicht sehr zahlreich, noch besonders aufschlußreich. Für uns ist das einzig Wesentliche, daß in Hoffmann an dem Erlebnis seiner Liebe zu einem ganz jungen, eben erst aufblühenden Menschenkind, das mit einer schönen Stimme begabt ihm in der musikalischen Sphäre begegnet, ein Feuer entzündet

wurde — „eine Naphthaflamme“, wie er es in seiner Bildersprache der Romantik nennt — das bis zu seinem Tode in ihm brannte. Er selbst weist schon in diesen ersten Monaten und auch später darauf hin, wie dieses Erleben, das weit über eine gewöhnliche Verliebtheit oder sinnliche Leidenschaft hinausgriff, ihm als eine „besondere Episode unangenehmer Art bemerkenswert bleiben“ wird. Er fühlt sich in einer „exotischen, exaltierten, infamen, hochpoetischen, fantastischen“ Stimmung, so registriert er wechselnd sein Gemütsbarometer, es ist ihm unheimlich, es ist ihm nicht klar, wohin diese merkwürdige Verfassung seiner Seele, der er, bei aller Bewußtheit der Lage, doch ratlos gegenübersteht, ihn führen will.

Wenden wir uns wieder zu den Tagebuchnotizen, die erneut mit dem 1. Januar 1812 einsetzen. Außerordentlich aufschlußreich sind in diesem Jahre die ganz regelmäßigen Einträge über die Beobachtung seiner eigenen Stimmungslage. Die Skala der oben schon zitierten Adjektive wird täglich variiert: exotisch ärgerlich-exotisch, aber miserabel — hochpoetisch — abscheulich widerwärtig — galligt — mißmutig fatal abgespannt — exaltiert musikalische Stimmung — infamste crudelste Stimmung — ärgerlich gereizt usw. Hoffmann beobachtet sich also minutiös. „Weil seine Seele ihm in erster Linie das Instrument der Kunst ist, beobachtet er ihre Stimmung und Verstimmung so sorgsam, wie der Landmann das täglich wechselnde Wetter“, bemerkt HANS VON MÜLLER dazu. Es fällt sofort auf, daß eine ärgerliche, mißmutige, gereizte, dysphorische Stimmung ganz rein vorherrscht. Selten bricht die „poetische“ Stimmung durch, ganz selten ist die Stimmungslage etwas ausgeglichen (wenn er etwa einen ganzen Tag die Möglichkeit hat, allein und ungestört in seinem Poetenstübchen zu arbeiten), aber die „vergnügte Stimmung“, die wir oben zitierten, ist wirklich nur einmalig. Es ist klar, daß seine Reaktionsweise in der oben schon geschilderten psycho-physischen Verfassung wurzelt. Dazu kommt, in höchstem Maße belastend, gerade in der Bamberger Zeit, die extrem überspannte Tätigkeit Hoffmanns im Theater, wo er sich nicht nur um Orchester und Gesangsrollen zu kümmern hatte, Märsche und Einlagen komponierte, sondern auch Kulissen malte und sich, nicht nur dilettantisch, um Theatermaschinerien kümmerte. Er schrieb musikkritische Arbeiten, gab seine Privatstunden, stand in den vielseitigen gesellschaftlichen Verpflichtungen und hatte nicht zuletzt häufige Sitzungen in der Rose. Diese gingen besonders Samstags über ein gewisses Maß hinaus und führten nicht selten zu alkoholischen Exzessen. Auch diese wurden im Tagebuch durch einen gezeichneten Becher oder ein Wein-
glas festgehalten, oft wurde das Glas mit Flügelchen versehen — ein hübsches Symbol für das beflügelte Geisteswesen, das ihn in solchen Zuständen ergriffen hatte. An solchen Tagen ändert sich auch das

Schriftbild, es wird zum Sinnbild einer Enthemmung und Flüchtigkeit, die häufig fast zu Unleserlichkeit führt.

Ein solch übermäßig angespanntes Treiben war für einen körperlich und seelisch so wenig robusten Menschen wie Hoffmann auf die Dauer nicht zu tragen. Eine Konstitution seiner Art mußte mit chronischer Verstimmtheit und Gereiztheit antworten. — Um so mehr, wenn die seelische Dynamik schon von vornherein unter extremer Spannung steht. Es ist auch sehr interessant und bestätigt die uns geläufige Erfahrung, daß wir im Hoffmannschen Tagebuch einwandfrei auf einen Tag oder Abend exaltierter, seelischer Überanspannung entweder mehrere Tage als „dies tristis“ oder „miserabilis“ verzeichnet finden, oder daß Hoffmann nach Alterationen und Überbelastungen sich krank ins Bett legen muß.

Es darf uns nicht wundern, wenn Hoffmann selbst vermerkt, daß er so oft an den „Wahnsinn“ denken muß, daß er unter der Angst steht, daß „ein Verderben über mir schwebt“, daß er von „Ahnungen seltsamer Erlebnisse“ spricht, „die dem Leben eine Richtung geben oder es — — — — — enden. Inkrustierter Gedanke“ (es folgt die Zeichnung einer Pistole. Die vielen Gedankenstriche sind original). Das Pistolenzeichen erscheint später noch einmal.

Zusammen mit diesen niederdrückenden Selbstbeobachtungen des Jahres 1812 geht das Leiden und die täglich wiederholte Seelenmarter im Markschen Haus. Das Erlebnis seiner Liebe zu Julia wird Hoffmann immer rätselhafter. Das, was wir das Gegenmotiv nannten („Wahnsinn“) ertönt nun deutlicher: „Satanas, Satanas — ich glaube, daß irgend etwas Hochpoetisches hinter diesem Dämon spukt — und insofern wäre Ktch nur als Maske anzusehen — *démasquez vous donc, mon petit monsieur!* —“ und später, nachdem er mehrere tiefe Stimmungsschwankungen notiert hat, die bis zu den schon zitierten Selbstmordideen gehen, schreibt er unterm 5. 2. 1812: „Ktch bis zum Wahnsinn — zum höchsten Wahnsinn — Betrachtungen über das Selbst — dem der Untergang droht — es ist etwas ungewöhnliches, nie erlebtes.“

In diesen Notizen wird das Bestimmende und Wesentliche des Juliaerlebnisses ausgesprochen. Julia eine Maske, eine dämonische Bedrohung, die entweder dem Leben eine neue Richtung gibt oder es endet — im Selbstmord oder im Wahnsinn. Ein Untergangserlebnis, wie er es noch nie erlebt hat.

Diese Erkenntnis stellt den Höhepunkt des Tagebuches dar, und obwohl er von dem Erlebnis Julia in den folgenden Monaten noch bis ins Innerste erschüttert, gequält und von Gefühlsschwankungen, Rätseln, Hoffnungen und Enttäuschungen hin und her getrieben wird bis zur endgültigen Entscheidung — Julia verlobt sich mit einem recht unerfreulichen Subjekt — so tritt doch schon in diesen Tagen in

Erscheinung, was durchbrechen will. Hoffmann wird nicht in Wahnsinn verfallen, er wird sich nicht erschießen, er wird auch nicht von der „Sphinx, die ihn beim Schopf gepackt“ hat, in ein „verfluchtes Schlammbad“ geworfen (es tritt hier dasselbe Bild auf, das ihn in Plozk verfolgte und auch hier wieder quält). Es ist das, was sich Hoffmann im Tagebuch nicht ganz klar macht, was aber immer wieder in allen Perioden seines Lebensablaufs eine konfliktauslösende Rolle spielt: die seinem Geiste inadäquate Umgebung, die Enge und überhebliche Dummheit der Philister um ihn, die Resonanzunfähigkeit einer banalen Umwelt auf die Rufe einer Künstlerseele.

In den höchsten Seelennöten — wenn er nur noch im Alkohol eine vorübergehende Betäubung und Entspannung findet — bricht langsam Erkenntnis durch: „Ich trete der wahren Auflösung näher“ (nämlich des Rätsels dieses inneren Geschehens in ihm), „göttliche Ironie, herrlichstes Mittel, Verrücktheiten zu bemänteln und zu vertreiben, stehe mir bey! — Schlechte Stimmung, ekelhafte Müdigkeit. Jetzt wird es Zeit, ernsthaft in litteris zu arbeiten“ (29. 4. 12). Und an anderer Stelle, weniger deutlich, aber doch deutbar: „Nach der Auflösung“ (des Rätsels nämlich) „fällt ein Nebelvorhang herab und die Personen hinter demselben werden und wirken poetisch — o ch'affanno, o che smania!“ Aus unendlichem Kummer (affanno), aus einer ihn fast zerstörenden Gefühlsraserei (smania) hilft ihm die göttliche Ironie, sich dieser Leiden zu entledigen. Er schreibt an den „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers“, in dem sich schon die später ausgespinnene Kreislerfigur gestaltet, die „Ombra adorata“, den „Don Juan“, alle 1812; und er schreibt sich frei von all dem Quälenden, ja dem Haß gegen die ihn nicht verstehende Umwelt in der boshaften und beißenden „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza“. Das war Rache, böse Rache eines, der noch nicht fertig war mit dem Erleben. Erst als er, in der jämmerlichen Theaterkutsche, aus Bamberg Richtung Dresden fuhr, am 21. 4. 1813, senkte sich der Nebelvorhang ganz. Und die Gestalten dahinter fuhren mit ihm nach Dresden und in sein weiteres Leben hinein, und er ließ sie „poetisch werden und wirken“ zuerst im „Goldenen Topf“ 1813 und später in einer Reihe seiner wahrhaft poetischen Geschichten, der „Prinzessin Brambilla“, „Klein-Zaches“, „Datura“, „Fermate“. Immer wieder taucht der Dämon, die Maske auf und verbreitet Angst und Grauen. Und immer wieder ertönt — seis aus einem von Geheimnis unwitterten Haus, aus den Gebüsch eines Märchengartens oder aus den Lüften eine himmlische Stimme — die Stimme Julias, Inbegriff aller Sehnsucht, aller Seligkeit.

Denn Julia, die Gestalt „wird ein himmelherrlicher Ton und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur sie und wieder sie sind. Was ist sie denn

nun anderes als das höchste Ideal, das aus dem Innern heraus sich in der zufälligen äußeren fremden Gestalt spiegelte“ (Fermate). Spiegelung also der Idee ist ihm Julia geworden, von der er noch 1820 zwei Jahre vor seinem Tode schrieb: „Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmuth wahrhaft weiblichen Sinns, kindlicher Tugend, das mir aufstrahlte in jener Unglückszeit acherontischer Finsternis, mich nicht verlassen kann, beym letzten Hauch des Lebens; ja, daß erst die entfaltete Psyche jenes Wesens, das ihre Sehnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, das ihre recht erschauen wird im wahrhaftigen Seyn!“

Das war ein harter und langer Weg der Erkenntnis für Hoffmann, nicht auf dem Wege einer rationalen Einsicht, wenn er es auch später so klar formuliert hat, sondern aus inneren, umwälzenden, dynamischen Vorgängen einer von Spannung geladenen Persönlichkeit erstehend, die bis zum Gefühl der Lebensbedrohung, des Wahnsinns, des Untergangs gingen. Es brach durch das chaotische Erlebnis der schöpferische Genius und, echt Hoffmann in ironischer Wendung, nicht im musizierenden, sondern im schreibenden Dichter. Daß wir diesen Durchbruch so lebendig nachzuerleben vermögen, verdanken wir diesem Bamberger Tagebuch Hoffmanns. Der unermüdliche Hoffmannforscher HANS VON MÜLLER hat es einst nach langem Suchen aufgefunden und als erster diese äußerst sparsamen, von ungeheurem Affekt geladenen Eintragungen zu deuten versucht. Es entspricht einer Dankespflicht, wenn ich des vor kurzem Verstorbenen am Ende dieser Skizze in Verehrung und freundschaftlicher Erinnerung gedenke.

Frau Dr. HEDWIG EYRICH (14b) Ebingen, Gartenstr. 65.